

Zeitschrift: Frauenbestrebungen
Herausgeber: Union für Frauenbestrebungen (Zürich)
Band: - (1911)
Heft: 10

Artikel: Das Heimatgefühl der Frau
Autor: Lux-Häny, Ida
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-325890>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dienen kann, der Gegenwart Leben zu geben. — Und die Zukunft? Sie gehört uns noch weniger — wir können morgen tod sein. Lebt heute, als ob ihr morgen sterben würdet, dann würdet ihr nichts als das Dringendste tun. Das Dringendste, das ist so wenig: die Pflicht, die sich unmittelbar zeigt, die im Augenblick erfüllt werden muss, mehr können wir nicht tun, aber dafür können wir von ganzem Herzen tun, es mit unserer ganzen Seele beleben und unsere ganze Liebe daran setzen. O wie würden wir diejenigen lieben, die uns zulächeln, die heutige Aufgabe, den See und die Berge, wenn wir wüssten, dass wir morgen sterben müssen. Wir hätten nicht mehr Zeit, immer zu kritisieren, uns zu beklagen, uns in harten Vorwürfen zu ergehen, nichts als Fehler, Irrtümer, Mängel und Unvollkommenheiten derjenigen, die uns umgeben, zu sehen! Wie innerlich teuer würde uns die kleinste Güte, die geringste Zuneigung werden. Wir würden erkennen, wie sehr wir Unrecht hatten, immer das Leben der andern zu beurteilen, indem wir uns an ihre Stelle setzten und ihnen jede Selbstberechtigung nahmen. Wir würden mit Erstaunen wahrnehmen, dass wir vergassen, unser eignes Leben zu leben, so sehr waren wir damit beschäftigt, die andern in ihrer Existenz zu ersetzen und ihnen weder die Erfahrung zu gewähren, welche allein die Individualität und das moralische Wesen bildet, noch die Freiheit, zu fühlen, zu denken und zu handeln wie es am besten ihrem eigensten Sinn passt. Wir müssen jede Individualität achten wie wir die unsere geachtet wünschen, indem wir den andern das Recht zugestehen, zu lernen und zu verbessern, wie wir es selbst tun. Lasst uns raten, helfen, ermutigen, aber mit Urteil und Takt, indem wir durch alle Unvollkommenheit und Schmerzen hindurch den göttlichen Funken erkennen, der ans Licht dringen will; lasst uns lernen, mit unendlicher Geduld und unerschütterlichem Glauben auf ein glückliches Resultat hoffen.

In unserer Art, die andern zu betrachten und zu beurteilen, verleugnen wir Gott; wir haben kein Zutrauen zu ihm. Wir sollten uns viel weniger mit unserm Nächsten und viel mehr mit uns selbst beschäftigen und um das, was wir zu tun haben. Wenn wir unser eigenes Leben leben würden, wie sehr würde dasselbe für einen Jeden an Kraft, an Liebe, an Schönheit gewinnen; wie sehr an Nützlichkeit, an Wert, an fröhlicher Kraft, an lebendiger Innigkeit.

Wenn wir unser Leben in den Dienst der Andern stellen, wird die Bürde wunderbar erleichtert, und unsere Unruhe verschwindet. Wenn wir Gott in unserm Leben Raum geben, nicht tod und als Hypothek, sondern in lebendiger Wirklichkeit, würde unser Leben sich in ein Privilegium und ein Glück verwandeln.

Was haben wir unsere Kinder gelehrt, die wir in die Welt gesetzt? Den Wert des Lebens, seine Schönheit, seine Individualität, welche sich erhebt, sich reinigt und göttlich am Born des Lebens strahlt? — Ach, nachdem wir ihnen das Leben gegeben, haben wir ihnen gesagt, dass es nicht der Mühe wert sei, zu leben; wir haben sie von der Gegenwart abgewendet, sowohl durch den auf die Zukunft als auf die Vergangenheit gerichteten Blick; wir haben die Last unserer Existenz und aller unserer mühsigen Spekulation auf ihre jungen Schultern gelegt; wir haben die Pflichten und die erkünstelten Bedürfnisse vervielfacht; wir haben sie mit tausend Ketten an die Materie geknüpft, und ihnen die Flügel beschnitten, ohne zu bedenken, dass das Ideal eine Notwendigkeit, eine innere Wirklichkeit ist, so reell wie der Körper. Wir haben nicht einmal zu lieben verstanden, wir müssen erst die ganze Bedeutung der Worte „Vater, Mutter“ lernen. An dem Tage, da wir diese Worte verstanden haben werden, werden wir vor unsern eigenen Augen rehabilitiert sein und das Kind wird ein kostbares und heiliges Pfand des neuen Lebens sein.

Der „neue Gedanke“ lehrt uns auch, dass die Quelle alles Lebens allgegenwärtig, unbegrenzte, unsichtbare Kraft ist, welche sich in der Form individualisiert, um besonderer und begrenzter Ausdruck zu werden. Wir können durch den Geist daraus schöpfen und sie ist immer bereit, sich für uns zu vervielfältigen.

Krankheit wäre entweder das unvollkommene begriffene Leben, ein „Irrtum“, oder eine Anstrengung des Organismus sich dessen zu entledigen, was die Vitalität vermindern könnte; oder ein Zwischenzustand, welcher eine höhere Harmonie vorbereitet. Es ist gewiss, dass wir uns zu sehr darin gefallen, krank zu sein! Jedenfalls haben wir kein echtes Ideal der Gesundheit und nicht den aufrichtigen Wunsch, uns wohl zu befinden. Der Beweis dafür liegt darin, dass es uns nichts macht, die einfachsten Regeln der Hygiene zu verletzen. Wir mögen noch so gut wissen, dass eine gewisse Ursache gewisse Wirkungen hervorbringt, so vermeiden wir die Ursache nicht und sind gleichgültig gegen die Wirkung, solange sie nicht zu einem wirklichen Schmerze wird.

Im Grunde unserer Übel steckt eine Müdigkeit des Lebens; wir wünschen nicht dringend volle Gesundheit, aber wir können uns nicht entschliessen, zu sterben. Unter dem Einfluss unbestimmten, schwächlichen geistigen Zustandes verliert der Körper seine Lebenskraft; er entkräftigt sich (*se dévitalise*), wenn nicht rein materialistisch der Mensch physisch fortlebt, als ein Tier, das so wenig als möglich denkt.

Unsere Kindern flössen wir das Kranksein durch die furchtsame Unruhe ein, mit der wir sie umgeben, und welche sich in ihrem leicht erregbaren Gehirn durch desorganisierende Vibrationen zeigt. Wir kennen heutzutage die Macht der Suggestion. Der moderne Arzt begnügt sich heutzutage nicht mehr damit, ein Medikament zu verschreiben; er verspricht im voraus den guten Erfolg, indem er dem Patienten ein wenig Vertrauen zu ihm eingepflanzt und ein wenig Glauben an die Kraft der Natur, versetzt er ihn sozusagen in den Zustand der Gnade und bereitet ihn vor, alle Zeichen der Besserung zu spüren — das ist die halbe Heilung. Ein Appell an den gesunden Menschenverstand würde den gleichen Erfolg haben. ... Die Chance ist vorhanden, dass das Leben siegt; daran zu glauben, vermehrt dieselbe. (Fortsetzung folgt).

Das Heimatgefühl der Frau.

Von Frau Ida Lux-Häny, München.

(Nachdruck verboten.)

Vor einiger Zeit kamen in München die fortschrittlichen Frauen, die für das Stimmrecht unseres Geschlechtes kämpfen, zusammen, und es wurde manch kluges Wort gesprochen und wieder ein kleiner Vorschub gemacht gegen das gewünschte Ziel hin. Dem unbefangenen Zuschauer kamen dabei natürlich noch mancherlei Nebengedanken, und darunter auch der, wie es mit dem Heimatgefühl der Frauen überhaupt bestellt sei, denn nur, wenn man sich mit einer politischen Gemeinschaft verwachsen fühlt — die Rassenfrage spielt hier nicht mit —, hat man ein wirkliches Interesse daran, aktiv sich an der Arbeit dieses Gemeinwesens zu betätigen.

„Mogli e buoi de'paesi tuoi,“ sagt ein Sprichwort, das in nicht allzu galanter Weise ausdrückt, dass der Mann sich seine Frau und seine Ochsen aus dem eigenen Lande holen soll. Da heute noch der Mann um die Frau wirbt und sie ihm dahin folgt, wo er seine Arbeit hat, so handelt es sich in den meisten Fällen um die Verpflanzung der Frau, um ihre Anpassung in ein fremdes Gemeinwesen, um ihre Verpflanzung. Wir möchten also das Sprichwort in der Weise umkehren, dass wir sagen, die Frau soll sich wohl besinnen, bevor sie einem Manne in

die Fremde folgt, denn unendlich oft hat die Verschiedenheit der Nationalitäten Liebesbeziehungen vollständig untergraben. Ein Mann hat auch in der Fremde durch seine Arbeit, die ihn so wie so beständig mit der Aussenwelt im Kontakt erhält; leichter die Möglichkeit, sich mit den Gesetzen, den Geschicken und Hauptströmungen eines Landes zu verwaschen als die Frau. Es dringen bis zu ihr nur noch die Ausläufer der Lebensfluten, die das fremde Land bewegen, das Kleine, Alltägliche, und sie stösst sich darin an dem Fremden, meist ohne es zu verstehen, gerade die täglichen Lebenserscheinungen, die sie in der Heimat instinktiv zu beherrschen vermochte, werden ihr hier zum Fremd-Feindseligen, gegen das sie oft, weil es töricht ist, sich jahrtausendalten, durch Erfahrungstatsachen fest gegründeten praktischen Lebensformen nicht zu fügen, vergeblich kämpft.

In der Heimat besitzt auch die ganz unpolitische Frau einen inneren Zusammenhang mit den äusseren Geschehnissen ihres Landes; sie kennt zum mindesten dessen Geschichte ein wenig, sie weiss vom Elternhaus, durch Väter, Brüder, Verwandte, was die Grundfaktoren der gegenwärtigen Konstellationen sind, auch wenn sie die verdrehtesten Ansichten um sich hört, so sind es doch Ansichten, die auf dem Boden der Heimat gewachsen sind. Es braucht nicht einmal ein Wissen um diese Dinge zu sein. Es genügt, dass sie uns umgaben, wie die Luft, die wir atmen, jedenfalls hat die Frau dadurch irgendeinen Standpunkt, von dem aus ihr ein Verstehen ihrer Umgebung möglich ist.

Je mehr sich die Frauen zu bewussten Persönlichkeiten entwickeln, desto wichtiger ist die Stellung, die sie zu dem Lande einnehmen, in dem sie für sich und ihr Geschlecht die Heimat suchen. Es sind immer starke Menschen gewesen, die fest in einem Boden wurzelten; und so sympathisch auch die moderne Tendenz nach Internationalität ist, es wird doch keine Zukunft die Menschen so weit bringen, dass nicht mehr das Land, in dem sie zu Menschen heranwuchsen, mit zu den grundlegenden Faktoren ihrer Eigenart gehören sollte. Warum sollte das bei der Frau anders sein als beim Mann?

In der Liebe sagt die Frau: Dein Land ist mein Land. Es ist gut, dass es so ist, und dass die Liebe die für die Allgemeinheit so wichtige Vermischung von Typen und Rassen herbeiführt; der Konflikt des Individuums kommt ja für das grosse Ganze natürlich nicht in Betracht. Aber es lässt sich doch nicht wegdisputieren, dass er vorhanden und gerade für ernste Naturen nicht leicht zu ertragen ist. Wir wollen einmal Kleinigkeiten nur streifen, sagen wir, dass unsere Weihnachtssitten und Weihnachtsspeisen im neuen Lande unbekannt sind und unsern Kindern nichts bedeuten, dass Dinge, an die wir gewöhnt sind, schwer und teuer zu beschaffen sind, und andere, die wir kaum zu behandeln verstehen, sich uns aufdrängen; darüber hilft ja bald der gute Wille hinweg. Aber wie wird es mit den Kindern? Nehmen wir an, man tauscht eine Republik gegen eine Monarchie oder umgekehrt. Die Schule weckt in ihrer Art die Vaterlandsliebe und das Kind kommt vielleicht mit begeistertem Herzchen nach Haus. Und Mutter darf ihm ihre kühlere, kritische Meinung nicht verraten, wenn sie ihm das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der Heimat nicht rauben will, sie darf es dem Boden nicht entfremden, auf dem es nun einmal wachsen muss. Der Himmel bewahre sie vor dem Worte: Das ist alles gut und schön, aber in meiner Heimat war es doch besser. Abgesehen davon, dass das Kind einst ihrer Heimat ebenso kritisch gegenübersteht, wie sie es der seinigen gegenüber ist, ist sie doch auch nicht sicher, ob sie nicht durch die Sehnsucht zur Schönfärberin geworden ist und dem Kinde eine Unwahrheit gibt. Und soll gar ein Sohn einst ein guter Bürger werden, der in seinem Lande mit den Besten an der Arbeit des Fortschritts mithilft, so darf die Liebe zur Heimat durch keinen Zweifel unterminiert werden, bis dann eigenes Urteil die Wage hält. So viel von

dem Guten, das ein Land vor einem andern voraus hat, sickert ja doch in dem Wesen der Mutter immer durch, dass ein Kind die Heimat um der Mutter willen lieb gewinnt und sie mit dem Herzen und nicht nur mit dem Verstande kritisiert, wenn es einmal hinkommt. Und eine Mutter muss sich freuen, wenn ihr Kind sagt: „Muttchen, du sollst nicht schlimmes von meiner Heimat sprechen, sie ist doch so schön“.

Wie ein Märchen wird es den Kindern der Ebene klingen, wenn die Mutter von stolzen, hohen Bergen und rauschenden Wassern erzählt oder den Kindern der Berge, wenn sie von dem Zauber der weiten, weiten Ebene in ihrer keuschen Schönheit erzählt, und das wird ihr wohl immer weh tun, wenn ihre Kinder in dem Innigsten, was sie mit der Aussenwelt verbindet, der Liebe zur Natur, nicht mitgehen können, aber sie wird um der Kinder willen versuchen, der Fremde alle Schönheiten abzulauschen, die ihr verständlich sind, damit das Kind, wenn es später einmal den Begriff Heimat in seiner ganzen Grösse erfasst, ihn doch mit dem Bild der Mutter in eins zusammenfliessen sieht. Und die Mutter findet sich ja auch hinein, die Fremde ist die Heimat des Mannes, dem man in Liebe gefolgt ist, die Heimat der Kinder, die unser Leben fortsetzen sollen, und über die Trauer, die im tiefsten Grunde ihres Herzens lebt, spricht sie nicht. Die Trauer aber stammt daher, dass sie heimatlos geworden ist, weil sie eine doppelte Heimat hat; das Land der Väter ist ihr entglitten, weil sie dort nicht ihren Lebensinhalt und ihre Lebensarbeit gefunden hat, und die Stätte, an die ihre intensivsten Lebensbände, Mann und Kind, fesseln, wird nie ihre wirkliche Heimat.

Vielleicht schwächt sich dieses Empfinden ab, wenn wir Frauen einmal wirklich Sitz und Stimme im Rat haben, da wir dann nicht mehr wehr- und hilflos dem Leben der Fremde preisgegeben sind, sondern mitgestalten können in dem Sinn, den wir vertreten möchten. Für viele, viele Frauen ist Mann und Kind und Haus die Heimat, und sie werden sich nicht bewusst, dass doch noch eine Sehnsucht in ihnen schlummert. Heute aber leiden sie noch, die Verpflanzten.

Echo der Zeitschriften.

Die Blumentage bewegen immer noch lebhaft die Gemüter und die Frauenzeitschriften diskutieren darüber; sie sprechen sich dagegen aus, weil sie eine höhere ethische Auffassung der Dinge von unserer Zeit fordern. — In der „Frau“ vom September bringt uns Helene Lange einen beachtenswerten Artikel: „Wohlfahrtsorthodoxie“, eine Entgegnung an das Organ des christlichen „Kapellenvereins“, welcher sich für die Hilfstage aussprach, indem er „sich über die — hochmoralischen — Bedenken gegen den Blumentag aufgehalten, und durch diese Geringschätzung des sozialen Ernstes solcher Bedenken sich in seltsamen Widerspruch zu dem sonstigen — hochmoralischen — Standard seiner Grundsätze gesetzt hat.“ — Helene Lange wendet sich scharf gegen die Inkonssequenz gewisser kirchlicher Kreise; „es ist merkwürdig“ — sagt sie — „dass aus Kreisen, die in ihrer gesamten Lebensansicht sonst eigentlich für die strenge und unbedingte Maxime eintreten, in dieser Frage nicht nur eine auffallende Duldsamkeit, sondern auch sogar eine überlegene Verwunderung über die geäussert wurde, die sich zu solcher Duldsamkeit nicht verstehen konnten. Aber es ist nicht das, was einen Gegner der Blumentage in der Literatur zu ihrer Verteidigung besonders frappiert hat, dass dabei die feine und ausdrückliche Anweisung des Neuen Testaments: Habt acht auf eure Almosen, dass ihr sie nicht gebet vor den Leuten — in den sonst so orthodoxen Kreisen so wenig orthodox genommen wurde. Merkwürdig ist vielmehr, wie durch das Wort der — Wohlfahrtsorthodoxie die Sachlage auf den Kopf gestellt wird, insofern nämlich gerade die, die an den alten Formen der Wohltätigkeit festhalten und meinen, ohne sie ein für allemal nicht auskommen zu können, das heisst die eigentlich Orthodoxen, diesen Vorwurf gegen alle andern aussprechen, die an die Möglichkeit neuer Wege glauben, und die Energie, danach zu suchen, bei solchen grossen Gelegenheiten, wie ein Blumentag, anregen möchten.“ — „Allerlei sei zwar für die soziale Erziehung geschehen“ — sagt Helene Lange weiter — „bei dieser Veranstaltung, die einem grossen, systematischen Feldzug gleich, die allerverschiedensten Mittel